

Dritter Brief an eine Achtzehnjährige

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **32 (1961)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dritter Brief an eine Achtzehnjährige

Liebes Käthi!

Was Du mir in Deinem Neujahrsbrief berichtest, das ist mir aus dem Herzen gesprochen. Sicher, ich mag es Dir herzlich gönnen, dass Du reich beschenkt worden bist an Weihnachten. Aber dass Du trotz aller Freude Dir Gedanken machst über die «Situation Weihnacht» wie wir sie heute haben, das ist anerkennenswert. Tatsächlich geht es dabei um ein sehr ernstes Problem und um ein Anliegen, das viele gewissenhafte Menschen schon lange beschäftigt. Es ist auch leider so, dass man wohl im Moment, wenn die Festzeit nahe ist, darüber ein wenig nachdenkt und zum Entschluss kommt: man sollte! Aber bis übers Jahr ist leider allemal das meiste verfliegen und vergessen. Darum komme ich Deinem Wunsche, Dir meine Gedanken zu «offenbaren», wie Du so geheimnisvoll schreibst, gerne nach. Vielleicht findest Du doch irgendeinen Hinweis, wie es diesmal, denn wir stehen ja bereits im neuen Jahr, besser gemacht werden könnte.

Zwei Tage nach Weihnachten las ich in einer Tageszeitung einen Aufsatz, der die Ueberschrift «Nach Weihnachten» trug. Beim Lesen bin ich auf einen Satz gestossen, der mich gepackt hat. Der Verfasser schreibt: «Viele fangen an, alljährlich dies Fest zu fürchten!» Weisst Du warum? Genau wegen all dem, worüber auch Du Dir Deine Gedanken machst. Wo sind die Menschen, denen die Weihnachtsfreude im Gesicht geschrieben steht? Ist es nicht vielmehr so, wie eine Mitarbeiterin mir erzählte: Morgens, wenn sie im überfüllten Autobus in die Stadt hinein fährt, beobachtet sie die Gesichter der Passagiere. Sie ist, eben in den Vorweihnachtstagen, tief erschrocken über die verkrampften, müden und lustlosen, ja, über die freudlosen und verbitterten Gesichter, denen sie jeden Tag begegnet. Am schlimmsten war es am Tage vor Weihnachten. Dort war die Luft so schwül, dass eine Kleinigkeit genügte, um eine Explosion auszulösen, zu der es dann auch wirklich kam. Man stritt sich im Autobus wenige Stunden vor dem Fest, nahezu grundlos, nur weil die Nerven einfach versagten. «Viele fangen an, alljährlich dies Fest zu fürchten...»

Hat der Schreiber dieser Betrachtung nicht recht, wenn er weiterfährt: «Es reisst uns hinein in den Wirbel einer Geschäftigkeit, der man kaum entgehen kann. Wir sind besessen vom ‚Schenken‘; doch es ist nicht das Geben, das seliger ist als das Nehmen, was uns die Besinnung raubt. Es ist vielmehr das Fieber eines fast komischen Wettbewerbs: ‚Wie du mir, so ich dir.‘ Ja, eigentlich möchte der eine den andern übertrumpfen. Fragen wir nicht nach Beweggründen zu diesem ‚Sport‘! Merkwürdig ist bloss, dass man das Jahr hindurch die vielen Schenkgelegenheiten nicht besser nutzt!» — Nicht wahr, das ist es ja, was der Artikelschreiber ausdrückt: Wir haben jedes Mass verloren. Wir haben aber auch nicht den Mut, ein unmissverständliches Halt zu sprechen. Nur weil andere meinen, sie müssen sich jedes Jahr mit Schenken «übertun», lassen auch wir uns mitreissen. Siehst Du, ich kämpfe ja in meinem eigenen kleinen Kreis seit Jahren dafür, dass man sich bescheiden solle mit einem Geschenk. Warum müssen es immer zwei, drei, vier und noch

mehr Gaben sein? Das ist es nämlich, was dann in den Verkaufsgeschäften zu diesem widerlichen Jahrmarktbetrieb führt. Bald hat man den Eindruck, die Ausverkaufszeit daure das ganze Jahr an. Genährt wird das alles auch stark von der Geschäftswelt. Neuerdings führt man das Offenhalten der Läden an bestimmten Abenden bis 22 Uhr ein! In einer Stadt hiess es nach dem ersten Versuch, die Geschäftsinhaber seien enttäuscht, weil der Umsatz des Abends nicht den Erwartungen entsprochen habe. Vor dem zweiten Versuch wurde denn auch die Bevölkerung in der Tagespresse aufgefordert und eingeladen, recht ausgiebig Gebrauch zu machen. Man schämt sich also nicht mehr, zuzugeben, dass es in erster Linie bei all diesen verschiedenen Versuchen darum geht, den Umsatz zu steigern und nochmals zu steigern. Da und dort kleidet man das Ganze noch in das nette Mäntelein, dass dies alles aus purer Nächstenliebe organisiert werde, einzig deshalb, damit die Berufstätigen «in Ruhe» einkaufen können! Da kann man nur mit Goethe sagen: «Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!» Es gibt sicher nur ein Mittel, hier Abhilfe zu schaffen: Jeder muss an seinem eigenen Platz den Mut aufbringen, nicht mehr mitzumachen. Radikal abbauen mit der Zahl der Geschenke im eigenen Familienkreis. Beherzigen, was der Artikelschreiber sagt: «Merkwürdig ist bloss, dass man das Jahr hindurch die vielen Schenkgelegenheiten nicht besser nutzt!» Das ganze Jahr wird jeden Monat gejammert, dass das Geld nicht ausreiche für das Nötigste, für Ferien und vieles mehr. Aber an Weihnachten, da spielt das Geld plötzlich keine Rolle, und schon sitzen wir im schönsten Auftrumpfen und Uebertrumpfen!

Von zwei Begebenheiten muss ich Dir aber noch kurz erzählen. Die eine spielte sich vor Weihnachten ab, die andere zwischen Weihnachten und Neujahr. Eine kleine Pfadigruppe liess sich von Pro Juventute die Adressen einiger Bergbauernfamilien geben. In der eigenen Elternschaft wurden getragene oder neue Kleider und Wäsche gesammelt. Nach wenigen Tagen hatten die jungen Leute beide Hände voll zu tun mit Auslesen, Sortieren und Verpacken. Sie haben ein Wochenende geopfert, haben vom frühen Morgen bis zum späten Abend «geschuftet» und über 250 Kilo Weihnachtspakete an die genannten Familien gesandt, ohne einen persönlichen Absender bekanntzugeben. Die ganze Aktion hat nur wenige Tage gedauert, ohne alles Aufsehen, im kleinen Kreis. Die Beteiligten aber haben bestimmt bleibenden Gewinn davongetragen und etwas von dem verspürt, was Weihnachten eigentlich sein möchte.

Vor Neujahr bin ich in einer Tageszeitung auf ein Inserat gestossen, das mir die Schamröte ins Gesicht trieb. Da hiess es, eine Bauernfamilie mit 11 Kindern, jeden Alters, bitte um getragene Kleider und Spielsachen. Dann waren Name und Adresse der betreffenden Familie angegeben. Steht es so schlimm in unserem Schweizerländli, dass arme Leute nach Weihnachten in der Tageszeitung inserieren und um Kleider bitten müssen? Weil mir die Sache nicht recht geheuerlich vorkam, telefonierte ich mit dem Gemeindeschreiber

jener Berggemeinde. Nun, aus den 11 Kindern wurden 7, denn vier sind erwachsen und nicht daheim. Im übrigen schüttelt man den Kopf vor solcher Unverfrorenheit! Die Sache wird nun bestimmt ein kleines Nachspiel haben, denn die Gemeindebehörde ist kaum gewillt, so etwas auf sich sitzen zu lassen.

Siehst Du, Käthi, so ist der Mensch! Jedes Mittel ist recht, um zu seiner Sache zu kommen. Das Ehrgefühl spielt dabei gar keine Rolle. Betrübtlich ist, dass ausgerechnet Weihnachten immer mehr in diesen Strudel hinabgezogen und mit marktschreierischer Propaganda versucht wird, ein Geschäft zu machen. Was meinst Du, wollen wir uns dieses Jahr mit aller Kraft gegen den reissenden Strom zur Wehr setzen? Ich glaube, es lohnt sich. Ueberlege Dir, was und wie Du in Deinem Kreis etwas dazu beitragen kannst. Unsere Ueberlegungen müssen *heute* beginnen, nicht erst in der nächsten Adventszeit, dann ist es bereits zu spät.

Ich freue mich, wenn Du mir gelegentlich über das Resultat Deines Nachdenkens berichtest. Bis dahin sei herzlich gegrüsst von

Deinem Götti.

Eine Schule ändert ihren Namen

Schule für Sozialarbeit Luzern — So nennt sich seit einigen Monaten die Schweizerische sozial-caritative Frauenschule in Luzern. Jeder Name will das Wesen des Benannten zum Ausdruck bringen, und wenn eine Institution nach 42jährigem Bestehen ihren Namen ändert, so deutet diese Aenderung eine Entwicklung an, die Wesentliches wandelte.

Im Jahre 1918 war die Schweizerische sozial-caritative Frauenschule ins Leben gerufen worden als gemeinsames Werk des Schweiz. Kath. Frauenbundes und des Lehrschwesterninstitutes Menzingen. Die Gründung entsprach dem um die Jahrhundertwende in den verschiedensten Ländern stetig wachsenden Bedürfnis nach ausgebildeten Hilfskräften der Armenpflege und der Wohltätigkeit überhaupt. Man sah ein, dass für den Dienst am notleidenden Mitmenschen das gute Herz allein nicht genügte, sondern dass darüber hinaus ein ernstes Wissen und Können erforderlich sei. Bezeichnend hiefür ist zum Beispiel eine Resolution der Generalversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit vom Jahre 1907, in der es unter anderem heisst: «Für die berufliche Armenpflege ist eine gründliche, fachgemässe Vorbildung zu fordern.»

Die Gründung der Luzerner Schule folgte also einer immer mehr sich geltend machenden Forderung nach *fachlicher Ausbildung in der sozialen Fürsorge*. Der Name, den die Schule damals erhielt, bezeichnete ihre spezifische Eigenart als eine Schule für den Dienst am Mitmenschen (sozial) aus christlicher Sicht gesehen und vielfach ehrenamtlich ausgeübt (caritativ), der Frau im besonderen vorbehalten, weil sie naturgemäss für andere da sein, für andere sorgen und ihnen dienen will (Frauenschule). Als Schule wollte sie systematisches Wissen und Können vermitteln zur Vorbereitung auf freiwillige und bezahlte Hilfeleistung am Mitmenschen, welche vor allem seine wirtschaftliche und soziale Not zu lindern suchte.

Werkseminar der Kunstgewerbeschule Zürich

Ziel des Werkseminars ist die handwerkliche und gestalterische Weiterbildung für Angehörige erzieherischer Berufe.

Kursdauer: mindestens zweisemestriger Kursbesuch.

Kursbeginn: 24. April 1961.

Das Werkseminar führt auch Abendkurse (Kurszeit 18—21 Uhr) durch.

Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an das Werkseminar der Kunstgewerbeschule Zürich, Breitensteinstrasse 19a, Zürich 10/37, Tel. (051) 44 76 00, woselbst auch Prospekte bezogen werden können.

In den vergangenen 50 Jahren aber nahm die Not eines grossen Teiles der Menschheit ein immer erschreckenderes Ausmass an auf allen Lebensgebieten. Damit wuchs auch das Bedürfnis nach vermehrter Hilfe.

Die soziale Fürsorge entwickelte sich notwendigerweise im Sinne einer Verschiebung des Schwergewichtes von der ehrenamtlichen und freiwilligen zur bezahlten und beruflichen Sozialarbeit.

Im neuen Titel der Schule für Sozialarbeit, Luzern, will aber nicht nur diese Entwicklung zum Ausdruck gebracht werden. Auch die soziale Fürsorge als solche ist in einer tiefgreifenden Wandlung begriffen. Sozialarbeit, so wie sie heute angestrebt wird, ist der Armenpflege und Sozialfürsorge, so wie sie früher ausgeübt wurde, sehr unähnlich geworden. Der Aufschwung der Wissenschaften vom Menschen, besonders der Psychologie und Soziologie, liess immer klarer erkennen, dass nicht in erster Linie materielle Armut oder körperliche Krankheit und ähnliches die Not des heutigen Menschen ausmachen. Diese sind oft nur Symptome einer viel tieferliegenden Not im Menschen selber. Und dieser sucht der moderne Sozialarbeiter zu begegnen. Darum schenkt die heutige soziale Arbeit ihre Aufmerksamkeit mehr der *Persönlichkeit* des notleidenden Menschen als seiner Not selber. Sozialarbeit ist darum heute nicht mehr in erster Linie wirtschaftliche Hilfe und noch viel weniger sogenannte «Wohltätigkeit». Es geht hier vielmehr darum — soweit dies möglich ist —, im hilfsbedürftigen Menschen Kräfte zu wecken, die ihn von innen her befähigen, selbst sein Dasein zu meistern, selbst seine Probleme und Schwierigkeiten zu lösen, selbst sich zu helfen. Mit dieser Entfaltung und Reifung der Persönlichkeit wird der hilfsbedürftige Mensch auch wieder fähig, sich positiv in die menschliche Gemeinschaft einzugliedern und fruchtbare mitmenschliche Beziehungen aufzubauen. Das wird ihm auch helfen, den Weg zu der für jeden Menschen entscheidenden Beziehung zu Gott zu finden.

Sozialarbeit in diesem Sinne drängt dazu, neue Methoden zu entwickeln, die ein vertieftes Eingehen auf den Menschen in Not ermöglichen.

Deshalb erfuhr das Ausbildungsprogramm an den sozialen Schulen wesentliche Aenderungen. Im Vordergrund steht heute der Unterricht in Psychologie und Soziologie und in den darauf gründenden Methoden der Einzelfallhilfe und der Gruppenführung. Die oben angedeutete Wandlung auf dem Gebiete der Sozialfür-